



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Jhr. 9.

19. Jahrgang.

1917.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Neid.

Ein wahres Märchen, als ernstes Mahnwort zu reger Sammeltätigkeit den deutschen Kindern erzählt
von Rudolf Dieß, Wiesbaden.

Es war einmal ein Mann, ein frommer, treuer, fleißiger und wahrheitsliebender Mann, der hieß Michel. In seinen jungen Jahren war er Dichter und Sinner, der Lustschöffer baute und in die Wolken guckte. Darum beneidete ihn Niemand. Aber als er groß und stark geworden war, raffte er sich auf, und baute sein Haus hoch und weit, und seine Ackerfluren und Wiesen und Wälder waren die wohlgepflegtesten der ganzen Erde, sein Kriegsheer war das gewaltigste aller Völker, seine Kaufleute und Fabrikherren waren die tüchtigsten und ehrlichsten im Wettbewerb, und seine Schiffe durchzogen stolz alle Weltmeere. Und der Segen des großen Weltmeisters ruhte sichtbar auf allem, was der Michel tat, und der alte Bibelspruch ging an ihm in Erfüllung: „Ich will dich segnen und dich zum großen Volke machen, und in dir sollen alle Völker gesegnet werden“, und das Heer seiner Streiter wuchs auf mehr denn zehn Millionen, und die Zahl seiner Kindlein — das liebste, was er hatte — auf zweimal zehn Millionen.

Zu derselben Zeit erwachte ein böses, schreckliches und gemeines Ungeheuer, das so alt war, wie die Menschheit, das schon dem Kain zugeflüstert hatte: „Schlag deinen Bruder Abel tot“, das den Jakob anstiftete, seinen Bruder Esau zu betrügen und die Brüder, den Joseph zu verkaufen und die Hohenpriester und Phariseer, den lieben Heiland zu kreuzigen, weil sie ihm nicht gönnten die Anhänglichkeit des armen Volkes und die Liebe der kleinen Kinder. Es war dasselbe Ungeheuer, das auch wir längst alle kennen in Haus und Schule, in Staat und Kirche, in Handel und Wandel, das oft schon die Herzen der Kinder vergiftet und die Augen der Erwachsenen trübt, dem die beiden Höllenhunde, die ihm stets zur Seite gehen, sind der Haß und die Lüge.

Dieses schreckliche Ungeheuer — der gelbe Neid — kroch in die Herzen von Michels Nachbarn und verwandelte sie in wilde Tiere, die den guten Michel zerreißen und vernichten sollten.

Da lag im Norden der Löwe, der neid- und haß-erfüllte britische Löwe, dessen eine Pranke den halben Erdball festhielt, und dessen andere das große freie Meer umfassen wollte, der schüttelte hochmütig die Mähne und gedachte mit Leichtigkeit das Glück und den Segen des deutschen Michels zu zerklagen.

Und vom Löwen aufgerüttelt, erhob sich im Osten der dumme gewaltige Bär und ließ sich verleiten, mit seinen groben Taten zuerst in Michels schönen Garten einzubrechen.

Und im Süden schlief sich der verlogene treulose Fuchs aus dem ihn seither beschützenden Treubunde und

gesellte sich zu dem gallischen Hahn, der schon lange an der Wohlgrenze niederfüßt die eisenbewehrten Flügel und Sporen zusammenschlug.

Zu diesen vier großen Räubern und Einbrechern gesellte sich allmählich nahezu ein Duzend kleiner Kläffec aus allen fünf Erdteilen, sodaß der Neid voll Freude in die Hände klatschte und den guten Michel sicher verloren glaubte. Denn der stand gar einsam inmitten seiner Gegner, nur von dreien seiner alten Freunde betreut. Aber es kam anders. Mit mächtigem fauchendem Schrei schob der Bedrohte den frechen pumpe Gesellen im Osten weit hinter den Grenzzaun zurück, machte ihm einen Ring in die Nase und hielt ihn ruhig fest. Der Fuchs im Süden bekam bei jedem Vordringen einen kräftigen Hieb auf das neididige Lügenmaul und an dem Hühnerstall des alten Rachekrähers im Westen wurde eine eiserne Schiebetür angebracht, die der gallische Hahn trotz allem Klattern und Rütteln nicht mehr wegstieß.

Der Löwe aber hielt sich für sicher und unüberwindlich auf seiner großen Wasserfestung, und der Neid lachte höhnisch, als Michel nach jahrelangem Kampf ihn noch nicht ernstlich bedroht hatte. Da aber geschah etwas für unmöglich Gehaltenes. Michels klarer Geist hatte in aller Stille eine Waffe geschmiedet, die dem stolzen Löwen böse auf die Pfoten klopfte und seine aufs Weltmeer gelegte Pranke in sehr schmerzliche Zuckungen brachte. Und heute stehen wir wohl vor dem Tage, an dem er sie mit ohnmächtigem Wüßgeheul zu rückziehen muß, sodaß der Neid entsetzt zusammenfährt in wohlverdienter Höllenqual.

So weit ist der gute tapfere und treue Michel gekommen, und wir gönnen ihm einen Augenblick der Ruhe nach unsaßbar schwerem Kämpfen und Ringen.

Wir begleiten ihn an den Rand eines deutschen Waldes, an dem er sich auf kurze Zeit zum Ruhen ausstreckt, denn eine große Sorge lastet doch auf ihm.

Die Angriffe rundum haben sein Haus und Heim zu einer Art belagerter Festung gemacht, und der Neid hatte den Feinden den trübseligen Plan eingegeben, Michels großes Volk samt allen seinen lieben Kindern dem allmählichen Hungertode entgegenzuführen.

Das war den Feinden nicht gelungen. In weiser Fürsorge war der große Haushalt der Riesenfamilie wohl geordnet und eingeteilt worden, und zum Erstaunen der Feinde mußte ihr heimlicher Verbündeter, die deutsche Not, vor Michels Türe bleiben — ja, der gute Michel half noch manchem kleinen Nachbar aus der Verlegenheit.

In den großen Dingen stimmte auch jetzt noch alles — in Michels Brotschank lag noch genügend Mehl bis zur nächsten Ernte — Fleisch konnte er seinen 65 Millionen

hungriger Mäuler mehr geben, als im Jahre vorher — für die in der ganzen Welt knappen Erdäpfel fand sich auch Ersatz und Mithilfe. — aber in so allerlei Kleinram, der auch zur Erhaltung des Lebens und der guten Stimmung nötig ist, fehlten manche Dinge, die der Neid dem guten Michel im Frieden aus dem Auslande ablassen mußte. In dieser Sorge schlief der am Waldrande ruhende Michel auf kurze Zeit ein und hatte einen merkwürdigen Traum.

Er sah hohnlächelnd den ekelhaften Neid vor sich stehen. „Ja, gelt, Freund Michel,“ rief der, „jetzt wird's knapp!“ Und aus allen Ecken und Enden kamen kleine Teufel auf den Michel zu, die ihn quälten und ärgern wollten. Da kam erst so ein schlagäugiger Gelber, der rief: „Ich bin der Tee aus China. Michel, wo ist dein Abendtrank?“ Und daneben stand ein glänzend Brauner aus Indien, der spottete: „Kennst du den Bohnenkaffee noch? Geht, die Hafersuppe schmeckt gut, deutscher Michel!“ Und dann kamen sie aus allen feindlichen Ländern herangeflogen, der Reis und der Kakao, der ausländische Hanf und der Flach und die Baumwolle und das Kupfer und der Salpeter — alle die tausend Teufel, die den Michel in Sorge bringen wollten.

Auf einmal aber gab's ein helles Freudengeschrei. Wie Nigen und Elfen und Feen tanzten tausende von einheimischen kleinen Gesellen herem. Da kam Fräulein Brennessel in rauhaarigem Röckchen herangeschwiegt, trat dem frechen Chinesen vor den Bauch und rief:

„Dummer Kerl, wir sind noch reich;
Bin Gemüse' und Flach zugleich!“

Dann kamen die Erdbeeren und Himbeeren und Brombeeren und Pfeffermünzchen und hundert andere Kränkchen und sangen:

„Schmeißt den Gelben raus, juchhe!
Michels Volk trinkt deutschen Tee!“

Und dann kamen die Baumgeister der Buchen und Kastanien, der Reinecklauden- und Mirabellenbäume, der Aprikosen- und Kirschbäume, der Pflaumen- und Zwetschenbäume und riefen in der Mundart ihres Dorfes:

„Bleibt's Oliveöl uns fern —
Mache merck aus Quetschekern.“

Und die Millionen von alten Blechbüchsen und Hülsen und Dosen stellten sich auf und klapperten:

„Blech die Feinde reden frech;
Munition wird unser Blech!“

Zuletzt aber ward's dem Michel ganz angst, denn er kam sich vor wie das Kind vor der wandelnden Glocke. Alle die frommen deutschen Kirchenglocken kamen von den Türmen herunter, wackelten auf ihn zu und läuteten:

„Wenn's fehlt, dann ziehen gern wir fort;
Der Gottgruß wird zum Donnerwort!“

Nun standen sie alle um den treuen Michel herum: die opferwilligen Glocken und die alten Metalreste und die Korchöpfel und die Gummimännchen und die Waldpilze und alle die Ersatzrekruten für Kaffee und Tee und Öl und Baumwolle und Flach und Hanf und Salpeter und wer weiß, was alles.

„Ja, ja,“ sagte der allmählich erwachende Michel halb im Schlaf, „das ist alles gut und schön, aber wer soll euch herbeibringen und sammeln und zubereiten und ordnen, ihr Guten! Meine jungen Männer sind draußen im Felde und die alten Männer daheim auf dem Acker und die Frauen an der Bahnbremse und am Postschalter und am Schreibpult und am Lehrertisch und am Schraubstock — ich sehe, es ist alles da, was die Feinde uns verweigerten, aber wer holt und bringt und versorgt mir's?“

Der Neid grinste.

„O Deutschland hoch in Ehren,“ erklang's da zehnmillionenfach zur Linken und „Deutschland, Deutschland über alles“ noch stärker zehnmillionenfach zur Rechten.

Und zehn Millionen deutscher Schulmädchen kamen mit schwarzweißroten Schleifen im Haar zur Linken herauf und ebensovielen deutsche Buben mit bunten Fähnchen zur Rechten. Und die Mädchen trugen Körbe und die Buben Rucksäcke und alle riefen:

„Michel, willst du uns denn schonen?
Hast für uns getan so viel;
Sieh doch, zweimal zehn Millionen
Deutscher Kinder sind mobil.“

Auch dein Heimatheer wird siegen;
Dient dir gern mit Herz und Hand.
Deutschland darf nicht unterliegen —
Hoch das deutsche Vaterland!“

Da krümmte sich der Neid vor Zorn und Ärger und kroch hinüber zu den Feinden, die uns das nicht nachmachen konnten.

Der wach gewordene Michel aber erhob sich, schlug sein starkes Schwert an den Schild und rief:

„Nun will ich gern wieder hinausziehen und freudig kämpfen bis zum deutschen Sieg und Frieden. Meine Kinder verdienen es, daß wir für sie so bitter streiten und sterben. Ich danke euch, ihr lieben deutschen Kinder! Gott helfe uns! Amen.“

PD

Die amerikanischen Eskimos.

Von St. v. Jezewski.

Troßlos ist der weite Landstrich, der sich von der Beringstraße bis zur Ostküste Grönlands erstreckt. Die Geschichte der Erforschungen lehrt nur zu eindringlich, wie ungemein schwierig der Mensch sich hier zu behaupten vermag. Und doch sind diese Wästen von Eis und Schnee seit uralter Zeit besiedelt; sie sind die Heimat der Eskimos, eines der eigenartigsten Völker, die man auf der Erde kennen gelernt hat. Ein Vorposten des Menschengeschlechtes gegen den äußersten Norden, sind diese bronzefarbenen, schwarzhaarigen und scharfzähligen Leute abgehärtet gegen jede Unbill der Witterung und gegen alle Schläge des Schicksals. Mit bewundernswertem Scharfsinn haben sie all die Mittel und Listen entdeckt, mit denen sie sich in dem erbarmungslos rauhen Eisland behaupten können. Trotz des ungemein weiten Raumes, auf dem sie verstreut sind, ist ihre Zahl gering. Gegen 10 000 Eskimos zählt man in Grönland, gegen 8000 in Alaska, und in den übrigen Eiswüsten Nordamerikas mögen noch über 20 000 haufen, so daß insgesamt gegen 40 000 Leute vorhanden sein dürften. Daß diese Eskimos alle demselben Volksstamm angehören, das zeigt nicht allein ihr Äußeres, auch die Sprache beweist es, denn Polareisende, die Grönland besucht und hier etwas von der Eskimosprache gelernt hatten, konnten sich mit Hilfe dieser Brocken recht gut mit den Eskimos an der Beringstraße verständigen. So sind auch die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche der Eskimos, von geringen Abweichungen abgesehen, im Osten ebenso beschaffen wie in dem achttausend Kilometer fernliegenden westlichen Grenzgebiet ihrer Verbreitung. Überall bevorzugt der Eskimo den Aufenthalt an der Küste, denn an ihr findet er die Hauptquelle seines Unterhaltes, den Seehund; zeitweilig dringt er aber auch in das Innere des Landes vor, um hier Rentiere, Moschusochsen und Eisbären zu jagen. Alle Eskimos haben ihre Kleidung vortrefflich dem Klima angepaßt, mit Seehund- oder Rentierfellen, sowie Vogelschälen schützen sie sich vor Kälte. Eigenartig sind die Winterwohnungen, die Igloo. Als Baumaterial wird hierzu gewöhnlich der Schnee verwendet, aus dem bald länglich viereckige, bald runde, bienenkorbartige Bauten errichtet werden.

Den Eingang zu einem solchen Hain bildet stets ein enger, etwa ein Meter hoher und drei bis vier Meter langer Tunnel, den man auf allen Vieren kriechend passieren muß. Das Innere besteht aus einem vier bis fünf Meter im Durchmesser haltenden Gewölbe. An den Wänden desselben ist eine bankartige Erhöhung angebracht, und in der Mitte erhebt sich eine qualmende Tranlampe den häuslichen Herd. In diesem Raume versammelt sich die Familie, verbringt hier, wenn die Jagd ruht, die langen Winter-nächte. Für die Jagd sind die Eskimos mit Waffen reichlich versorgt. Zu ihrer Herstellung liefern ihnen Stein und Knochen, sowie das an den Meeresstrand geworfene Treibholz das Material. Daraus fertigen sie Messer, Speere, Pfeil und Bogen, vor allem aber Harpunen für den Fang der Seehunde und Walrosse. Auf

eigenartigen Booten unternehmen sie Küstenfahrten, und auf Schlitten durchqueren sie die weiten Schneeflächen; dabei benutzen sie den Hund als Zugtier. Er ist das einzige Haustier, das sie besitzen, ihr treuer Bundesgenosse in dem harten Kampfe mit der unwirtlichen Natur.



Mütter mit ihren Kindern

Diese Eskimos von altem Schrot und Korn findet man allerdings heute nur noch in den entlegensten, am meisten nach dem Norden vorgeschobenen Gebieten ihrer Verbreitung; die südlicher wohnenden Stämme sind seit langer Zeit mit der Kultur in Berührung gekommen und haben viel von ihrer Eigenart eingebüßt. Schon frühzeitig, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wurden die Eskimos in Grönland und Labrador von Missionaren, namentlich den Herrnhutern, aufgesucht. Viele von ihnen sind bekehrt worden. Im Laufe der Zeit drang aber auch der Handel in jene Gebiete vor. Walfischjäger kamen mit den Polarmenschen in Berührung, Pelzjäger erschienen hin und wieder; die vielen Polarexpeditionen knüpften mit den Eskimos sehr nahe Beziehungen an, und in Südgrönland gründete Dänemark sogar eine besondere Kolonie; schließlich hat die Entdeckung der Goldfelder in Alaska auch im Nordwesten Amerikas den Kulturstrom bis an das Grenzgebiet der Eskimowohnat geleitet. Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, gestalteten sich diese Berührungen durchaus freundlich, und die „Segnungen“ der Kultur wurden den Eskimos in einer friedlichen Weise dargeboten, wie dies kaum bei einem anderen Naturvolke je der Fall gewesen ist. Und das Polarvolk hat von den Weißen viel angenommen. Es hat sich bedeutend verändert. Unsere Abbildungen zeigen uns Typen nordamerikanischer Eskimos. Noch sehen wir auf ihnen das alte Iglu und die Hundeschlitten, einige Frauen in der alten Tracht, aber dazwischen Männer in Hosen und Jacken aus Wolle, Frauen in unserer Kleidung, sodaß sie von ihrer früheren Eigenart nichts zeigt. Selbst die kleinsten Kinder tragen Kleidchen nach unserem Schnitt. Die schönen, charakteristischen Pelze sind verschwunden, dafür haben Wolle und Baumwolle ihren Einzug gehalten. Der Eskimo hat neue Bedürfnisse kennengelernt, den Kaffee und den Tabak, die ihm keinen Nutzen bringen. Mehr und mehr baut er Hütten aus Holz, mehr und mehr



Grönländer mit Hundeschlitten vor ihrer Winterwohnung.

wird er zivilisiert, aber besser lebt er nicht dabei; denn die moderne Kultur paßt nicht derart für das Polargebiet wie die alte primitive Kultur der Eskimos, die aus dem Ringen mit den feindlichen Gewalten des hohen Nordens herausgewachsen ist. Und auch die Feuerwaffe erwies sich als ein verhängnisvolles Geschenk. In ihrem Besitz kann der Eskimo das Wild

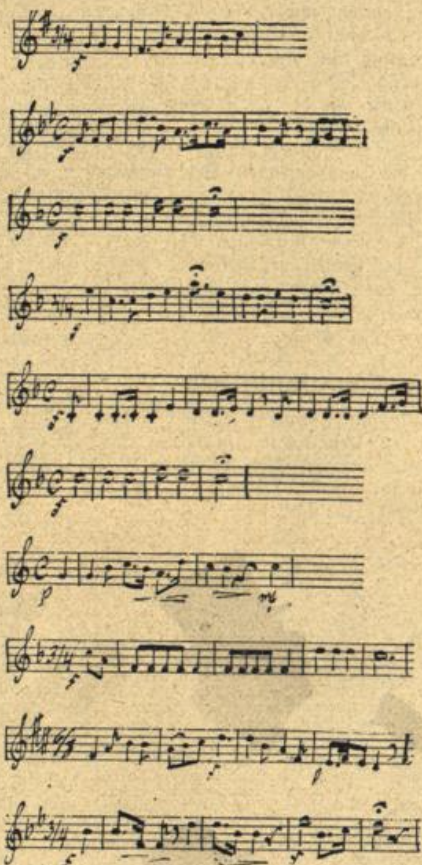
leichter erlegen, aber er dezimiert es zugleich. Früher wurde fast jeder harpunierte Seehund erbeutet, heute werden viele angeschossen und gehen zugrunde, ohne in den Besitz der Menschen zu gelangen. Ebenso schlimm wurde unter den Rentkieren gehandelt; in Grönland wurden sie massenhaft niedergeknallt, die Häute wurden abgezogen und an europäische Händler verkauft. Das Fleisch ließ man verfaulen. In den Eiswästen des hohen Nordens kann sich aber der Wildstand nicht so bald erholen, und damit ist nun eine Quelle des Lebensunterhalts für den polaren Menschen versiegt. Ähnliches geschah in Alaska, auch dort sind die Herden der wilden Rentkiere unheimlich gelichtet, und mehr als je bedroht nun die große Hungersnot die Eskimos dieses Gebietes. Darum sahen sich die Amerikaner veranlaßt, in Alaska zahme Rentkiere aus Lappland und Sibirien einzuführen und die Eskimos mit der Rentkierzucht vertraut zu machen. Es ist aber fraglich, ob dies gelingt, denn die Behandlung dieser Zugtiere des Nordens ist nicht leicht und will gründlich gelernt werden. Obendrein hat man noch feststellen müssen, daß mit der Kultur auch verschiedene Krankheiten, namentlich die Tuberkulose, den Eskimos gebracht wurden.

So zeigt sich auch in diesem Falle, wie die hohe Kultur auf die Naturvölker, selbst wenn sie in friedlichster Weise eingeführt wird, mehr zerstörend als fördernd einwirkt. Das ist betrübend, und vielleicht haben diejenigen nicht unrecht, die da meinen, man würde den Eskimos die größte Wohltat erwiesen, wenn man sie mit allen Zivilisationsversuchen verschonen und sie sich selbst überlassen wollte.



Eine Knacknuß für kleine Musikfreunde.

Die Anfangsbuchstaben der Texte nachfolgender Lieder ergeben den Namen eines berühmten deutschen Kriegshelden.



Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösung dieser Aufgabe sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Einsendungen, die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.

Die Zykclone in der Teetasse.

Auf ein sehr lehrreiches Beispiel aus dem Alltagsleben für einen nicht ohne weiteres einzusehenden meteorologischen Vorgang macht der bekannte Meteorologe W. Köppen, der vor kurzem sein 70. Lebensjahr vollendete, in der „Meteorologischen Zeitschrift“ aufmerksam. Versetzt man den Inhalt einer Teetasse, in dem sich einige Teeblättchen befinden, mit einem Löffel durch Umrühren in eine wirbelnde Umdrehung, so bemerkt man, daß die Teeblättchen in der Mitte der Tasse am Boden bleiben. Das kommt daher, weil bei der Umdrehung unten am Wirbel Flüssigkeit einströmt, die die Blättchen nicht aus der Mitte hinausgelangen läßt. Der Vorgang ist genau derselbe, wie wenn an irgend einer Stelle auf der Erde sich der Luftdruck vermindert. Auch dann strömt unten an dieser Stelle von allen Seiten die Luft herzu und strömt wirbelartig herein. Der Vorgang in der Teetasse scheint im Widerspruch zu stehen mit einer anderen bekannten Tatsache, nämlich der, daß die wirbelnde Flüssigkeit wegen der Fliehkraft nach außen streben müßte und so auch die Teeblättchen in ihr sich zerstreuen und am Rande der Tasse wirbeln müßten. Auch das kann man erreichen, wenn man nämlich nicht die Flüssigkeit in der Tasse wirbeln läßt, sondern die ganze Tasse in Umdrehung versetzt und die Flüssigkeit und die darin schwimmenden Blättchen mit ihr. Führt man die Tasse z. B. durch Anlegen des Fingers an den Henkel nur leicht im Kreise herum, so verteilt sich der Blättchenhaufen sofort wieder, weil nunmehr die unterste Flüssigkeitsschicht zuerst in Bewegung versetzt wird. Deren Fliehkraft ruft eine absteigende und ausströmende Bewegung im unteren Teile der Flüssigkeit hervor. Die Reibung der Flüssigkeit an dem Grunde der Tasse spielt also eine bestimmende Rolle. In der Tat ist die Reibung der Luft an der Erdoberfläche die Ursache der einströmenden Bewegung in der untersten Schicht der Zykclone. Es ist klar, daß sich im Innern solchen Zykklons die Luft im Aufsteigen befinden muß, weil ja sonst ein weiteres Zufließen von Luft unten nicht stattfinden kann.

Neue Schattenbilder.

John Bull und Monsieur Poilu. Die Kopfbedeckungen schneidet man aus Papier und nimmt sie, wie aus den Abbildungen ersichtlich, in die Hand. Zum Bart des Franzosen dient ein Tuch.



Ein sonderbarer Duftspender im Reich der Pilze.

Die Pilzfucher im Walde werden oft plötzlich durch einen widerlichen, aasartigen Geruch erschreckt, der aus dem Waldboden empordringt. Der Spender dieses nichts weniger als widerlichen Duftes ist ein morchelartiger Pilz, dessen höchst sonderbare Eigenschaften der Forscher Reutkauf im „Prometheus“ näher erläutert. Der sich auf so unangenehme Weise bemerkbar machende Pilz hat einen leuchtend weißen Strunk, auf dem ein ziemlich kleiner, mitunter weißgrau, mitunter grüngelblicher Glockenhut sitzt. Das Äußere dieses Glockenhutes aber weist eine Unzahl von Vertiefungen auf, in denen man meist noch Reste einer Art grünschwarzen Schleimes festzustellen vermag, der die eigentliche Schuld an dem üblen Geruch trägt. Abirrgens scheinen nicht alle Geschöpfe der Natur den seltsamen Duft als unangenehm zu empfinden, wenigstens nicht die Fliegen — ganz besonders die sog. Nasfliegen — die sich auf den Hut setzen, um sich an dem in der schleimartigen Flüssigkeit enthaltenen Zucker gütlich zu tun. Der Schleim, der den Kopf des Pilzes nur eine kurze Zeit hindurch bedeckt, hat eine besondere und nicht uninteressante Bestimmung. Er ist es nämlich, der für die weitere Verbreitung dieser Pilzart sorgt. Eine mikroskopische Untersuchung ergibt unzählige, ganz winzige ovale Körperchen, die Früchte des Pilzes, die sog. Sporen, aus denen sich auf günstigem Boden wieder neue Exemplare der „Stinkmorchel“ entwickeln. Und zwar geschieht dies auf folgende Weise: Die Sporen bleiben an den Füßen der an dem Schleim naschenden Fliegen kleben und werden von diesen überallhin verschleppt. Die Fortpflanzungsweise ähnelt also der von Blumen, bei denen ja auch die Insekten die Verbreitung der Samen übernehmen. Aus diesem Grunde werden die Stinkmorcheln auch vielfach als „Pilzblumen“ bezeichnet. Bei uns gibt es nur eine einzige Gattung dieser Morcheln, während sie in den Wäldern der Tropen, vor allem in Brasilien, in zahlreichen sich in Gestalt und Färbung voneinander unterscheidenden Abarten vertreten sind. Der infolge des schlechten Geruches entstandene Glaube, daß es sich hier um eine gefährliche, weil giftartige Pilzsorte handle, ist, wie Reutkauf hinzufügt, durchaus irrig. Vielmehr fanden die Stinkmorcheln in früheren Zeiten sogar häufig als geschätztes Heilmittel gegen die böse Gicht Verwendung, weswegen man sie auch mit dem immerhin ehrenvolleren Namen „Gichtmorcheln“ belegte.

Ein Wurm als Drechsler.

In welcher wunderbarer Weise die Naturvölker es verstehen, sich oft ganz unscheinbare und verborgene Naturkräfte dienstbar zu machen, zeigt die Verwendung des Bohrwurms als Pfeifendrechsler durch die Indianer in Nordamerika. Der zum Pfeifenrohr ausersehene Stock wird am einen Ende mit einer Nadel einige Zentimeter tief ausgehöhlt und das Mark herausgedreht; in die entstandene Öffnung setzen sie dann den etwa einer abgestorbenen Esche entnommenen Bohrwurm mit dem Kopf voran hinein und verschließen die Öffnung wieder mit Wachs. Das Tier fängt alsdann zu „arbeiten“ an und höhlt in kurzer Zeit den Stock seiner ganzen

Länge nach glatt aus. Schafft der kleine Drechsler aber einmal nicht flink genug, so heizen die schlauen Rothhäute ihm ein bißchen ein, d. h. sie erhitzen das angebohrte Stockende und haben bald die Gemüthung, daß der Wurm seine Anstrengungen verdoppelt. Das Tier ist etwa 2 Cm. lang und von schwarzbrauner Farbe; es wird von einzelnen Indianerstämmen für heilig gehalten.

Suchbild.



Wo ist der Sommerfrischler?

Auflösung der zwei Knacknüsse in Nr. 8.

1. Die Inschrift über dem Schaufenster des Metzgers lautete: „Wer die Wahl hat, hat die Qual.“
2. Die Schwalben singen: „Wenn der Winter noch so droht, es muß doch Frühling werden.“

Die beiden Aufgaben wurden richtig gelöst von Anita Appel, Pauline Rehtauer, Elfa Kunz, Wilh. Muggenbrock, Paul Diez, Elisabeth Hand, Friedel u. Cläre Bierbaum, Frieda Tischler, Fritz Reuß, Mina Born, A. G. Sternberger, Ottilie Ruberg, Hans Diez, Philipp Pinkers, Heinrich Dienstbach, Elise Kaufmann, „Karlche Mignif“, Röschen Habich, Agnes Klein, Mathilde Klein, Johanna Esel, G. W., Marie Luise Woest und Paul u. Else Kaufmann in Wiesbaden, sowie Richard Levy in Sonnenberg, Paul Kleber in Erbenheim, Karl Rupp jr. in Biebrich a. Rh., Friedrich Strubbes, Wilhelm Otto und Rudolf Seelbach in Dogheim, Karl Oberland und Anton Reuter in Bierstadt, A. v. Borowsky in Eltville a. Rh., Meta Karlsen auf Forsthaus Oberjosbach bei Niedernhausen und Johanna Schmahl u. Mathilde Haberstodt in Burgschwalbach.

Auflösung der zwei Scherzbilder in Nr. 8.

1. „Gleich und gleich gefellt sich gern.“
2. „Ein richtiger Anfang gibt einen richtigen Ausgang.“ Die Buchstaben sind in die Länge gezogen und sich kreuzend übereinandergeschrieben.